

(Nachdruck verboten.)

15] Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

So standen sie lange und sprachen nicht und küßten einander —, er sie mit Lippen, die nicht immer rein geblieben waren und die in dem Liebesrausche fast bange zurückzucken wollten, sie ihn mit der leuchtenden Inbrunst einer ersten heiligen Liebe, einer Liebe, die lange Jahre zurückgedämmt schlummern mußte und die nun nahe vor dem Verglimmen geweckt wird und hell auflodert. Und nicht nur diese große Liebe, sondern auch namenlose Dankbarkeit des schwachen, verzweifelten Weibes, das nahe vor dem Abgrund von einem starken Arme erfaßt und hinübergetragen wird.

Die Geheimrätin und Hedwig warteten mit großer Geduld in der Nähe des Halle'schen Thors. Daß Klara und Herr Kreiser nicht aus wichtigen Gründen eine Stunde oder mehr im Hintertreffen verblieben, konnte sich jedes Kind sagen, und wenn auch die Geheimrätin als pflichtgetreue Mutter die Dauer dieser ersten Liebesstunde hätte abkürzen sollen, so war sie doch heute in allzu vorzüglicher Laune, als daß sie irgend wie störend hätte eingreifen mögen. Endlich kam langsam Schrittes unter den Bäumen am Ufer ein Paar gewandelt, das die Geheimrätin nach mehreren vorausgegangenen Verwechslungen als das ihrige erkannte. Beide Daherkommende schienen taub und blind, und keine zehn Schritt vor der liebenden Mutter wurde Klara in zärtlicher Weise umarmt und geküßt.

Die Geheimrätin trat vor und hustete — Klara stieß einen leisen Schrei aus und flog Mutter und Schwester an den Hals, Herr Kreiser redete allerhand verwirrtes Zeug, Hedwig schluchzte, Klara schluchzte — selbst der wohlbeleibten Frau Geheimrätin kam etwas wie Feuchtigkeit ins Auge. Das geschah allerdings mehr aus Mithrung über sich selbst als Klara's wegen.

Natürlich mußte Richard mitkommen. Er sandte einen Dienstmann an seinen Prinzipal mit der Nachricht, daß er stark erkrankt sei und heute Abend nicht erscheinen könne; dann schritt er neben Klara die fünf Treppen hinauf. Hedwig war vorausgelaufen und hatte Licht angesteckt, während die Geheimrätin rechtzeitig erwogen hatte, daß man mit Kuhlkäse und einem Zipfel Bebernur nicht Verlobung feiern könne, und nun zurückblieb, um Einkäufe machen zu können.

Klara und Richard mußten auf dem Sopha sitzen, während Hedwig und die Geheimrätin in der Küche wirtschafteten, Teller wuschen und zerbrachen, Silber putzten, keinen Spiritus für die Theemaschine fanden und in der Hast und Aufregung in eine Art Angstschweiß geriethen. Alles das war sonst Klara's Sache, und der fehlende Spiritus hätte unter gewöhnlichen Umständen dem Afschenbrödel eine gerechte Strafpredigt eingebracht. Ferner mußte Feuer angemacht werden — was sonst nur Klara verstand —, noch dazu in den feinen Kleidern.

Um das Maß des Mißgeschicks voll zu machen, erschien jetzt der Lieutenant a. D., der sonst vor Mitternacht nicht heimkam. Glücklicherweise wurde er in der Küche abgefangen und auf die große Neugiertheit vorbereitet. Man kuppelte ihm die Krawatte zurecht und gab ihm Wasser zu trinken, denn er roch stark nach Alkohol und hatte bis abends acht Uhr Fröhlichschoppen gemacht. Dann wurde er abgebürstet, mußte sich die Hände waschen und durfte nun an der Seite der Mutter den Raum der Liebe betreten.

Die Vorstellung war sehr feierlich: „Mein Sohn, der Lieutenant a. D. Klaus Hänisch — Herr Bankier Richard Kreiser“ — Verbeugung. Aber Klara, die heute in Klüssen unerschöpflich war, flog auch dem Bruder an den Hals, und er mußte Richard die Hand geben und mußte zusehen, wie die scheue, verschüchterte Schwester ausgelassen und ganz verändert dem Fremden sich in die Arme warf.

Der Lieutenant a. D. suchte in seinem Gedächtniß. —

„Ich denke, wir müssen uns schon gesehen haben, schon öfter — aber wo? Weiß der Kuckuck, mein Gedächtniß wird jeden Tag schlechter.“

Freund Richard saß diesen Abend auf glühenden Kohlen. Er nippte an dem Weine und bekam aus Klara's Hand kleine Butterbrote mit Kaviar und allerlei Gutem. Er wurde zahllos viel gefragt, wo und wann er geboren sei, ob er

Geschwister habe, wo er wohne, was er jetzt beginnen werde und mehr dergleichen. Natürlich wurden auch Neben gehalten, und die gute Hedwig wurde vom Wein und ein wenig Eifersucht und eigenem Unglück so überwältigt, daß sie zu weinen begann, — worauf Klara sie umhalsste und der Lieutenant a. D. Witze machte.

Die Geheimrätin sagte den ganzen Abend nur wenig. Sie mußte statt im Sopha auf dem steifelehnigen Rohrstuhl sitzen und war von der Hezerei bei den Kaufleuten und in der Küche, von aller Aufregung und Mithrung ziemlich mitgenommen. Ganz dunkel schwebte ihr eine Ahnung vor, daß die Sache nicht all right sei, aber der Wein umnebelte ihr klares Denken.

Nachher spielte Klaus auf dem wackligen Klavier den Hochzeitsmarsch, und dann war es Mitternacht geworden und Richard mußte aufbrechen. Klaus leuchtete ihm die fünf Treppen hinunter, und Klara ging, an den Bräutigam geschmiegt, mit hinab. Ein letzter heißer Kuß, und nun schloß Klaus hinter ihm die Thür.

Bis dahin war alles wunderschön gewesen, doch nun hätte Klara allein sein mögen. Die Geheimrätin war indessen heute nicht ins Bett zu bekommen. So saßen die vier noch lange Zeit, und Richard wurde nach Aussehen, Manieren, Stand und Bräutigamsallüren durchgehobelt wie ein Gaul, den man gekauft hat. Auf einmal war keiner so recht und ganz mit ihm zufrieden, Klara natürlich ausgenommen. Aber die leisen und halbversteckten Tadel klangen bitter in ihrer Seele nach und wuchsen da zu lauter schrillen Tönen.

Sie hatte das alles selbst wohl gemerkt, wie er unsicher war in seinen Aussagen und daß ihm viel von dem unbekannt war, was ein gebildeter Mann gelernt haben muß. Nur wollte sie das nicht von andern bestätigt hören und jedenfalls nicht in der bissigen Manier ihrer Mutter. Er hatte ihr erzählt, daß er Französisch und Englisch gelernt habe, und er hatte mit dem Eifer jemandes, der sein wenig in das beste Licht stellen will, Proben dieses Könnens gegeben. Das entwaffnete nun die Geheimrätin einigermaßen, denn speziell Englisch war ihr ein verschlossenes Buch. Alles in allem war man ja mit dem künftigen Schwiegerjohn auch durchaus zufrieden. Einen Attachs oder Stabsoffizier konnte die alternde Klara denn doch wahrhaftig nicht verlangen, und: — schließlich, mein liebes Kind, bist Du es, die ihn heirathet.“

Dann endlich war Klara allein, als Mutter und Schwester schliefen, und sie sprach ihr Nachtgebet mit so unendlichem Glück und so heißen Bitten für den Geliebten und war dann so getröstet und kummerlos und glücklich, daß nach all den herlichen Stunden des Tages diese die schönste war.

XII

Richard ging auch am anderen Tage nicht ins Geschäft. Er war mit Krankheit entschuldigt und durfte jetzt keinen Augenblick Zeit verlieren. Einer seiner Bekannten, der von Verwandten Geld geerbt hatte, war Besitzer des Genua-Hotels, und dieser hatte ihm schon vor Wochen angeboten, als Oberkellner oder seiner ausgedrückt, als Komtoirchef bei ihm einzutreten. Herr Kreiser war, wie mehrfach erwähnt, ein Mann von Allüren, rasch, fleißig, aufmerksam, in seinem Metier durchaus erfahren, und außerdem in zwei Sprachen leidlich bewandert. Er paßte also für diese Stelle durchaus und hätte eine solche wohl schon lange erhalten können, wenn er nicht den ungleich größeren Verdienst im Royal bisher vorgezogen hätte. Aber diese Stellung war von jetzt an für ihn undenkbar. Wenn man ein Café auch als Durchgangsstation im Entwicklungsgange gern gelten lassen kann, so thut man doch gut, nach einiger Zeit einen Wechsel eintreten zu lassen, und Freund Richard hatte jetzt doppelten Grund zur Eile. Der dicke Herr Baum im Genua-Hotel empfing ihn mit offenen Armen.

„Grüß Dich Gott, Schani, also endlich! Setz Dich her, sieh, das ist brav. Eintreten willst Du? Ja? Lieber heut als morgen. Ich kann's nicht mehr, allein kann ich's nicht mehr. Nachts eins zu Bett, früh fünf auf, nein, das kann ich nicht.“

So wurde das Geschäft schnell abgeschlossen. Gehalt giebt's nicht, aber die Trinkgelder im „Genua“ nähren ihren Mann.

Beim Abschiede war der dicke Baum schon etwas förmlicher, denn schließlich war er nun der Herr.

„Und dann weißt, Schani, Ordnung über alles. Darin, weißt, das kann ich nicht vertragen, wenn keine Ordnung ist. Halt Dich brav, Schani, und bring mir mein „Genua“ in Façon. Das sind Zeiten, die sind nicht gut. Da muß jeder doppelt seine Pflicht thun.“

Dann rief er ihn noch einmal zurück.

„Und weißt, Schani, mit dem „Du“, das geht dann nun wohl nicht mehr. Von mir aus, na ja, aber — na, Du verstehst schon.“

„Natürlich, Herr Baum.“

„Ujo.“

Der Dicke gab ihm gnädig die Hand, und Richard ging.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Stadt im Mittelalter.

Wer sich von der hauptsächlichsten Gestalt einer mitteleuropäischen Stadt im Mittelalter ein einigermaßen anschauliches Bild machen will, der thut am besten, in einer der ältesten Städte Süd-Deutschlands oder Westdeutschlands von der Peripherie aus langsam in das Innere, in die Altstadt hineinzuwandern. Aus den erichtlich jüngeren Außentheilen gelangt er meist zu einem runden Straßenzug, innerhalb dessen der Straßenanblick sofort anders wird: statt des Breiten und Regelmäßigen nunmehr das Enge und Unregelmäßige, und zwar nicht nur in den Straßen, sondern auch in den Häusern. Aber noch einmal führt die Wanderung zu einem solchen, allerdings weniger auffallenden Uebergang: denn innerhalb dieser augenscheinlich älteren Stadt grenzt sich eine noch ältere, innerste Stadt, die eigentliche Altstadt, in ähnlicher Weise ab wie jene mittlere Stadt gegen den äußeren, jüngsten Ring. Und diese Altstadt giebt uns, mehr oder minder treu, noch ein Bild von der Stadt im Mittelalter.

Unsere Umschau braucht nicht lange dauern, so hat sie uns auch schon auf die zwei oder drei hauptsächlichsten Mächte jenes Stadttyps aufmerksam gemacht. Die vielleicht wichtigste, jedenfalls heute noch erkennbarste dieser Mächte ist die kirchliche. Wir finden in allen jenen Städten als ihren ungefähren Mittelpunkt, aber meistens eigentümlich versteckt gebaut, eine der wohlbekanntesten Dom- oder wenigstens Pfarrkirchen im „romantischen“ oder häufiger „gotischen“ Stil. Gegen Osten die Altarseite, gegen Westen das mächtige Portal, hinweisend auf eine gleichsam gastlich willkommene Pilgerschar; davor ein mäßig großer Platz, auf dem wir uns eine andächtige oder neugierige Menge denken, gesegnet von dem auf den Eingangstufen stehenden Bischof. Rings um die etwas höher gelegene Kirche kein eigentlicher Platz, sondern ein schmaler Umgang, herrührend von dem damals um die Kirche gelagerten Friedhof und noch durch einzelne Bauten eigens eingeeengt oder unterbrochen. Auch die Stadt der Lebenden ist gleichsam ein Umbau um die Kirche. Und demnach ist alle Wahrscheinlichkeit, daß sich auch das wirtschaftliche Leben der Stadt zunächst nicht selbständig entsaltete, sondern nur ein Bestandtheil ihrer Abhängigkeit von der kirchlichen Macht war.

Aber bald bietet sich dem weiter Wandernden ein anderes Bild dar. Er gelangt auf einen mäßig großen Platz, der vielleicht jetzt noch der Marktplatz ist und es jedenfalls seinerzeit war. Meistens steht an seinem Rand ein alterthümliches Gebäude, das oft auch heute das Rathhaus ist, wie es dies vor Jahrhunderten gewesen. Nur sagen uns die geschichtlichen Erinnerungen, daß es nicht immer ursprünglich ein solches war und so hieß, sondern häufig zuerst ein „Kaufhaus“ bildete, also für damals etwa das, was für heute die Börse ist. Damit haben wir die zweite Hauptmacht der mittelalterlichen Stadt kennen gelernt, das gewerbliche Leben. Noch manches erinnert daran. Oft ziehen sich am Rand dieses Platzes enge alte Arkaden hin, „finstere Bögen“ oder dergl., in denen noch jetzt manch kleiner Geschäftsmann haust. Viele benachbarte Straßen oder Gäßchen weisen uns durch ihre Namen auf die alten Zünfte hin, die sich auch örtlich in einer „Färbergasse“, „Bäckerstraße“ u. dergl. zusammengeschlossen hatten. In der südwestlichen Hälfte Deutschlands und auch sonst manchmal ist die Stadt von einem Wasser durchflossen, von dem sich häufig wieder „Kanäle“, „Bäche“, „Fleete“ abzweigen; sie dienen ebenfalls dem gewerblichen Leben. Der Verkehr in den Straßen der Stadt selbst, die recht primitiv und in der Mitte oft von dem sogenannten Bürgersteig durchzogen waren, kam natürlich so gut wie ganz ohne Fuhrwerke aus und konzentrierte sich bei den wenigen öffentlichen Bauten sowie vor oder in den (vorne oft hallenförmigen) Kaufläden. Auf den Verkehr von außen deuten die Straßen, die noch jetzt meistens ihren Namen von der Gegend oder der nächsten Stadt tragen, zu denen sie führen; große Einkehrwirthshäuser ziehen die Fremden und ihre Fuhrwerke an sich.

Allein dieser gewerbliche Faktor der mittelalterlichen Stadt ist nicht nur von dem heutigen großindustriellen Leben wesentlich verschieden, schon auch damals eine Lohnarbeiterfrage bestand, sondern hat sich auch erst in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters entwickelt. Und zwar ging diese Entwicklung zu einem selbständigen

Gewerbeleben hervor aus der schon angedeuteten Abhängigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse von der Kirche; jedenfalls blieb für Deutschland der Zusammenhang zwischen kirchlicher und wirtschaftlicher Entwicklung lange eigentümlich. Der demokratisch-bürgerliche Zug, der uns die spätere mittelalterliche Stadt zeigt, entstand durch eine allmähliche Emanzipation von dem vorher allein waltenden höheren Willen. Dieser Wille war, wie wir gesehen, zunächst der des kirchlichen Herrn, sei dieser Herr nun ein Bischof oder ein Kloster.

Indessen kennen wir ja die damalige Rivalität zwischen Kirche und Staat. War in der einen Stadt und zu der einen Zeit die Kirche der Stadtherr, so war es anderswo und anderswann einer der weltlichen Herrscher; und oft genug rangen dieser und der geistliche Herrscher in derselben Stadt um die Macht. Der weltliche Stadtherr hat unserem städtischen Wanderer als Erinnerung häufig seine „Burg“ hinterlassen, den „alten Hof“, oder wie sie sonst heißt; aus den späteren Anbauten heraus ist oft noch deutlich der alterthümliche Kern mit seinen gothischen Giebeln und Erkern, seinem eigentümlichen Thorbogen u. s. w. zu erkennen. Meistens war der weltliche Herr einer deutschen Stadt einer der vielen kleinen Fürsten; daneben aber bestanden Städte, die ohne eine solche Zwischenstufe der Herrschaft direkt dem Kaiser und Reich gehörten: die Reichsstädte, wie z. B. Frankfurt a. M., abgesehen von einer oder der anderen besonderen Art „freier Städte“.

Ob nun geistlicher oder weltlicher Herr oder relative Selbstständigkeit — jedenfalls hatten die allermeisten mittelalterlichen Städte eine militärische Seite. Sie waren ursprünglich befestigte Plätze und behielten diesen Charakter auch noch dann, als er mehr fürte als nützte. Unser Wanderer überschreitet die Grenze der innersten gegen die mittlere Stadt oder die Grenze dieser gegen die äußere Stadt an Stellen, wo noch manches auf die alte Befestigung deutet. Die Haupterinnerung an sie sind die „Thore“, zum Theil noch erhalten, wenn auch manchmal gegen pietätvollen Widerspruch der Gefahr des Abbruchs ausgeführt, zum Theil freilich nur noch im Namen weiter lebend. Kleinere Städte, wie z. B. die frühere Reichstadt Memmingen im bayerischen Schwaben, haben an diesen Thoren einen ganz besonders charakteristischen Schmuck.

Noch ein Kennzeichen der Stelle, wo die alte Befestigung stand, ist wichtig: gegen sie drängen sich nämlich die engen, trummen Gassen der Stadt noch enger und krummer zusammen, während ganz in der Mitte eine verhältnismäßige Weite und Regularität herrschte und zum Theil noch herrscht. Das giebt uns ein anschauliches Bild des gehemmten Wachstums jener Städte. Sie wuchsen sozusagen in sich hinein. Ihre Straßen waren nicht immer von Anfang an so eng; aber die Gebäude vergrößerten sich auf Kosten der Straßensfläche. In dem Befestigungsgürtel weitete jeder Versuch der Ausdehnung; da ging es, wie es dem menschlichen Gehirn geht, das nicht über die Schädeldecke hinaus wachsen kann und sich deswegen an ihr eine größere Oberfläche durch möglichst viele Windungen schafft.

Eine eigentliche Stadterweiterung, wie wir sie namentlich aus den letzten Jahrzehnten kennen, gab es damals nicht; was einer solchen gleichsah, war lediglich eine — auch uns geläufige — Einverleibung von Vorstädten, die draußen allmählig entstanden waren und nun von einem neuen Befestigungsgürtel mit umschlossen wurden. Oder es wurde einfach neben der Stadt eine „Neustadt“ gebaut. So mag es auch begreiflich sein, daß die Bevölkerung der mittelalterlichen Städte, selbst der bedeutendsten, recht gering blieb. Mehr als 20 000 Einwohner dürfte schwerlich eine von ihnen gehabt haben.

Wir sprachen hier von der Stadt im Mittelalter schlechtweg und ließen nationale und provinzielle Unterschiede fast ganz bei Seite. Sie bestanden namentlich zwischen dem germanischen Norden und dem romanischen Süden; ganz abgesehen von den eigentümlichen Kulturen Osteuropa's und Asiens. Viel tiefer greift jedoch ein anderer Unterschied, der zwischen einer allmählig gewordenen und einer planmäßig gegründeten Stadt. Der von uns geschilderte Typus paßt mehr für jene als für diese. Von ihm weicht insbesondere die Form derjenigen deutschen Städte merklich ab, deren Ursprung auf die Besiedelung des östlich der Elbe und Saale gelegenen Deutschlands zurückgeht. Diese Form, die zumal durch geschichtswissenschaftliche Veröffentlichungen der letzten Jahre näher erkannt worden ist, würde allerdings einer eigenen Darstellung bedürfen. — h. i.

Kleines Feuilleton.

h. d. Das erwachende Berlin. Aus der Friedrichstadt. Ein Wagen rollt über den Asphalt. Die Droickentulcher, die auf ihren Kutschböden eingekickt waren, blinzeln aus ihren Mänteln, die sie eng um ihre Körper gezogen haben. Dann ducken sie sich wieder in die Hülle. Es war nur ein Schlächterwagen, der vom Osten nach einem Wochenmarkt in den westlichen Vororten fährt. Er ist hier ein seltenes Fuhrwerk geworden, das von vielen Großstädtern verwundert betrachtet wird, wenn sie ihm morgens auf dem Wege zur Fabrik, oder mittags beggenn, wenn der Wagen zurück kommt vom Markte. Stets schlafen alle, die auf ihm sitzen, mit Ausnahme des Gefellen, der die Zügel hält. Die Schlächterfrau hat sich in ein großes Tuch gewickelt, der Mann kriecht in seinem Mantel zusammen. Hinter ihnen liegen Holzgestelle, die Gerippe für den Verkaufstand.

Und während diese schon seit mehreren Stunden das Bett verlassen haben und dem Kampfe ums tägliche Brot entgegenzehen, sitzen in dem Café, vor dem die Droschken halten, noch einige Gruppen, die die nächtliche Ruhe zu hassen scheinen. Die Fenster des Lokales sind das einzige Helle in den toden, dunklen Straßen, in denen nur noch die Hälfte der Laternen brennt. Der Himmel ist frostig klar, doch ist er mondlos, und die schwach glühenden Sternstupsen auf dem dunklen Grunde durchdringen die Schatten der Großstadt nicht.

Ab und zu schreut einer der Droschkentutcher auf aus seinem Druseln und blickt hinüber nach dem Lokal. Die Gäste sitzen immer noch um die Tische. Einige lehnen hintenüber, andere haben die Arme um die Schultern der neben ihnen sitzenden Damen gelegt. Hier und dort scheint die Unterhaltung zu stocken, einzelne nicken auf ihren Stühlen ein. Die eleganten Frisuren der Damen sind zerzaust und unordentlich geworden. Die weißen Ballhandschuhe sind schmutzig und schweißig. Zwischen den halb gefüllten Bierbechern und geleerten Kaffeetassen liegen Fächer und zerdrückte Blumensträußchen. Ueber die Stühle sind Kopftücher geworfen. Einzelne Paare flüstern zart-heimlich miteinander, andere starren stumm, mit übermüden Augen vor sich hin.

Die Kellner haben in den Ecken des Lokales schon die Stühle hochgestellt. Der Zahlkellner steht abseits an einem Tische und berechnet die Tageseinnahme. Mit den Händen fährt er in die Tasche und holt das Geld heraus, schüttet es in einen Haufen auf und zählt es ab. Das Buffetmädchen zählt die Gebäcke nach, mit matten Geberden. Die Kellner stehen mit schlaffen Gliedern an den Wänden. Ihre blaffen, übernächtigen Gesichter erhalten durch die bleichenden Wandspiegel einen todähnlichen Schein. Mehrere Herren kommen die schmale Treppe von den Billardsälen herab. Sie gehen, mit bierheiseren Stimmen laut sprechend, an den anderen Gästen vorüber. Die Droschkentutcher richten sich empor. Ihr Lachen und Sprechen durchdringt laut die toden Straßen.

Ein Haus weiter raffelt ein Kolladen empor. Im Ladenraum, in dem nur eine Lampe brennt, gähnt und reckt sich die Bäckerfrau. Dann zählt sie die kleinen Brötchen ab, aus einem großen Korb in mehrere kleine.

Und die Droschkentutcher warten weiter auf die Gäste . . .

— **Barbarische Strafen auf den Antillen.** Aus Kopenhagen wird geschrieben: Die Aufführung eines Theaterstückes „Der westindische Soldat“, ist von der Zensur verboten worden, weil der Verfasser, Hendrik Cavling, die auf den dänisch-westindischen Inseln noch herrschende Prügelstrafe in diesem Stücke vorkommen läßt. Cavling unternahm vor einigen Jahren eine Reise nach den dänisch-westindischen Inseln, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen. Er schildert den Hergang der Prügelstrafe auf folgende Weise: Der Soldat, der sich einer großen Insubordination schuldig gemacht hat, wird mit einem spanischen Rohr auf den bloßen Rücken bestraft. Das brutale Schauspiel wird vor der Front der Kompagnie angeführt. Der Unglückliche wird von einem Unteroffizier ergreifen, während ein Sergeant ihn mit einem drei Fuß langen spanischen Rohre, dessen Ende mit starken Lanen umwickelt ist, auf den Rücken schlägt. Zwischen jedem Hiebe wird dem Soldaten Zeit gegeben zum Athmen. Nach Ausführung der Strafe befindet der Unglückliche sich in einer schrecklichen Verfassung. Der Rücken bildet eine blutige Masse. In bewußtlosem Zustande wird der Mann ins Hospital geführt. Auch eine andere barbarische Strafe, die „Anebelstrafe“, wird noch gegen die Soldaten im dänisch-westindischen Heere angewandt. Ein runder Stock, an dessen Ende eine Schnur angebracht ist, wird dem Soldaten in den Mund gesteckt. Die Schnur wird um den Nacken gelegt und dann der Stock herumgedreht, bis die Schnur so gespannt ist, daß die Zähne sich lösen und das Blut aus dem Munde heransfließt. In dieser Pein liegt der Soldat mehrere Stunden auf einer harten Bank, und wenn er endlich befreit wird, ist er so erschöpft, daß er keinen Laut von sich geben kann. —

Theater.

— **Vellealliance-Theater.** Wenn über die Theater vor den Thoren jemals ein abschließendes Urtheil gefällt werden sollte, es müßte ein Verdammungspruch werden. Es verhält sich damit genau, wie mit dem bösen Kolportageroman; und das Empörende ist, daß die Presse gegen die Erbärmlichkeit nur milde vorgeht oder sie nicht beachtet. Es handelt sich ja nur um „Arme-Leute-Kunst“ und da mag's denn drunter und drüber gehen. Graufame Sensation mit billigsten Mitteln, dann und wann dicke Loyalität oder sentimentaler Votalpatriotismus, festerer schon ein bißchen soziale Verbrämung, aber recht spießbürgerlich vorgetragen, das ist das Un- und Auf vorstädtischen Theaterwesens. Die rüdesten Schnelllichter kommen dort zum Wort; und mich wundert es, daß das Drama der Lustdirne Nosa Benkö, die sich ihrer Beziehungen zum jungen Serbenfürsten nähmte, und an die sich eine Verbrecherbande von Revolverjournalisten fettete, noch keinen der Herren Schnelllichter begeistert hat. Der Roman des bestialischen Mädchenmörders und Rittmeisters Boisheff aus Sofia wurde ja seinerzeit für eines der Theater, in dem vormals der Scharfrichter Krauts in eigener Person auftreten durfte, sofort ausgeschlachtet. Wir dürfen uns trösten: Es sieht anderswo nicht viel besser aus. Ueber die Verwilderung des Londoner Vorstadt-Theaters ist kein Wort zu verlieren; und in Paris soll zur Zeit die zähflüssige,

thränenfelige Sentimentalität das Repertoire der Vorstadt-Theater beherrschen.

Das Vellealliance-Theater vor dem Halle'schen Thore hat unter der neuen Direktion, die mit einem literarischen Versuche begann und Gustav Freitag's „Kunz von der Rosen“ auführte, von Zeit zu Zeit den Ehrgeiz, nicht mit den übrigen Theatern vor den Thoren zusammengekoppelt zu werden. Am Mittwoch wurde dort ein russischer Dramatiker eingeführt. Es ist Fürst Sumbatoff, Schauspieler in Moskau. Er soll als Schriftsteller in Rußland etwas gelten. Nach der Probe, die wir in seinem Drama „Im Dienst“ zu kosten bekamen, wohl nicht viel. Nach dieser Probe ist er ein Bühnen-Schriftsteller, wie wir ihrer übergenug haben. Sein Werk kann kaum als Ausdrück spezifisch russischen Geistes gelten. Man fragt sich, warum es Eugen Ibsen für die deutsche Bühne bearbeitete. Das Stück spielt zur Zeit des Krimkrieges. Wenn es einzelne besondere Charakterzüge aufweist, so treffen sie das Leben des russisch-junkerlichen Offiziers von damals. Da ist ein Garde-Offizier Graf Beloborsky. Der hat einmal ein kleines Fest für Kameraden gegeben und allerhand bürgerliche Frauen dazu geladen. Unter anderen das Weib eines Brantweinpächters. Der schmutzige Brantweinpächter erfuhr von der Ehre, die seinem Haus widerfahren. Vielleicht war's gar nur ein Jüdelein. Der Mann wurde eifersüchtig und wild; da nahm ihn der gnädige Herr Graf an eine Pferdeleine und ließ ihn im Kreise herumhopsen. Wurde er müde, dann knatschte sein junges, hübsches Weibchen in die Hände und rief in ihrer Ausgelassenheit: „Schneller spring, Pferdchen, schneller! Man amüßert sich eben in Rußland, wie man kann.“

In diese Perle von einem Grafen verliebt sich die Tochter eines höheren Beamten; das arme Kind lebt in jenem glänzenden Glend, das mittellose Beamtentöchter so oft durchkosten müssen. Der junkerliche Offizier liebt Wera auch, nach seiner Weise. Vor der Ehe entsetzt er sich. Tief verwundet reicht Wera dem alternden, grauköpfigen Oltyn ihre Hand, einem rauhen, aber wackeren Obersten, dem sie in den Kaukasus zur Armee folgt. Zwei Jahre lebt sie so, nicht glücklich, aber ruhig, an der Seite eines Mannes, den sie hoch schätzt, aber nicht liebt. Da kommt Graf Beloborsky nach dem Kaukasus und gerührt ihren Frieden. Den Höhepunkt erreicht das Drama in dem Konflikt zwischen der Soldatenpflicht und dem menschlichen Unglück, das den Obersten trifft. In seiner Gattenehre ist er schwer verwundet; allein der Dienst ruft, es heißt überwinden. Schamyl, der Tcherkessenführer, rückt nach der Festung heran, Oberst Oltyn fällt im Dienst; nun will Beloborsky gultmachen, und die Wittve Wera zum Weib nehmen. Sie erbittet sich Bedenkzeit. So endet das Drama. — Fürst Sumbatoff mag den Grafen Beloborsky für einen wilden Jungen halten, der eben mehr dreist als gemein ist. Ein Nichttruffe wird den Junker für ein wildes, verwildertes Thier halten, und damit fällt alle Theilnahme fort. — Hart und nicht unsympathisch war Fr. Nilasson in der Rolle der Wera; ziemlich farblos blieb Herr Dröschner als Graf Beloborsky. Das Publikum war beifallslosig. —

Geographisches.

t. **Ein verschwindender See.** Der große Nitwa- oder Leopoldsee in Innerafrika, östlich vom Süden des Tanganjikasees auf demselben Gebiet gelegen, welcher schon auf den letzten Karten eine ziemlich willkürliche Begrenzung zeigt, wird in kurzer Zeit wahrscheinlich von dem Erdboden verschwunden sein. Langheld, der Leiter der deutschen Station in Tabora unter dem fünften Breitengrad südlich des Äquators, brachte von seiner Durchquerung der Gebiete von Unjamweh, Ukonongo und Nsipa die Nachricht mit, daß der Leopoldsee schon jetzt fast vollkommen verschwunden ist. An der Stelle des früheren Sees dehnt sich jetzt eine sehr waldrreiche Steppe aus, die sich nur während der Regenzeit noch mit Wasser bedeckt und dann unüberschreitbar wird. Die umwohnenden Eingeborenen gaben an, daß die Austrocknung des Sees in dem einen Jahre 1891 fast vollständig erfolgt wäre, es blieben nur eine Lagune von etwa 259 Quadratkilometer Oberfläche an dem Nordende bei Ufia und einige ziemlich ausgedehnte Sümpfe im Südosten übrig. —

Aus dem Thierreich.

— **Das Glühwürmchen.** Seit der Entdeckung der Röntgen'schen Strahlen hat dieser merkwürdige kleine Laternen-träger die Aufmerksamkeit der Naturforscher wieder mehr auf sich gezogen, denn es wurde entdeckt, daß das Licht des Glühwürmchens ebenso wie die Röntgen'schen Strahlen durch undurchsichtige Körper auf die photographische Platte zu wirken im stande ist. Einige glauben deshalb, daß die Strahlen des Glühwürmchens tatsächlich Röntgen'sche Strahlen sind oder wenigstens solche enthalten, obgleich diese bekanntlich für das menschliche Auge unter gewöhnlichen Umständen unsichtbar sind. Der französische Forscher de Fonville ist sogar der Meinung, daß auch das Glühen der Infusorien und Mollusken, dem das Meerestleuchten zugeschrieben ist, ebenfalls Röntgen'sche Strahlen enthält. Das Glühwürmchen muß schon aus dem Grunde Aufmerksamkeit erregen, weil seine Leuchtkraft ganz bedeutend sein muß, da man bei dem Scheine eines einzigen dieser Thierchen selbst kleine Schrift gut lesen kann. Früher glaubte man, daß die Glühwürmchen lediglich phosphoreszirende Thiere wären, die Nachts den Lichtvorrath, den sie tagsüber aufgenommen haben, wieder ausstrahlen. Dies ist

ein Irrthum und wurde als solcher von dem Naturforscher Matteucci widerlegt. Man kann sich leicht von dessen Galllosigkeit überzeugen. Hält man Johanniswürmchen in äußerster Dunkelheit, so kann man sie sehr lange leuchten sehen; Matteucci sah ihr Leuchten in diesem Zustande 220 Stunden lang hintereinander. Scheinbar ist das Licht des Thierchens von dem Willen desselben abhängig. Matteucci hat die leuchtende Flüssigkeit untersucht. Er glaubte, er würde Phosphor in derselben finden; aber in den Stoffen, welche die langsame Verbrennung jener Substanz ergab, war nicht die geringste Spur von Phosphor zu entdecken, vielmehr nur eine Mischung von Salpetersäure und Kohlensäure. Danach besteht das Del der wunderbaren Lampe des Glühwürmchens aus einer Mischung von diesen beiden Säuren in unbekanntem Verhältnisse. —

— Das Gift des japanischen Riesensalamanders (*Cryptobranchus japonicus*), ist vor kurzem von Professor C. Bisulitz in Paris zum ersten Male untersucht worden. Das Gift ist wie bei unserm gemeinen Salamander ein Hautgift, welches das Thier aus seinen, mit eigenen Muskelfringen und Nerven versehenen Hautdrüsen ausspricht, wenn es bedrängt wird, und es wurde gewonnen, indem man das Thier in die Rückenhaut kniff, wobei es als eine milchige Flüssigkeit von scharfem Geruch abgesehert wird. Mit dem frischen Gifte geimpfte Frösche gingen nach vorausgegangenen Lähmungserscheinungen und Herzerweiterung in 30 bis 40 Minuten ein, konnten jedoch daran gewöhnt werden, wenn die Impfungen mit kleinen Mengen begannen wurden. Warmblütige Thiere, wie Kaninchen, zeigten viel schneller Lähmungserscheinungen, die zum Tode führten. Auch die Berührung des Giftes veranlaßte schmerzhaften Hautreiz. Eine große Nehmlichkeit der physiologischen Wirkungen mit dem im Kalblute aufgefundenen Gifte veranlaßte dazu, das verdünnte und durch Erhitzen geschwächte Salamandergift zu benutzen, um Meerschweinchen gegen Viperengift fest zu machen, was auch mit bestem Erfolge gelang. Doch dauerte die Schutzwirkung nur etwa 10 bis 20 Tage. Auch nach dem Eintrocknen behielt das Salamandergift seine immunisirenden Eigenschaften, wenn auch in etwas geschwächtem Grade. Bei unserm einheimischen Salamander hat dieses von den Hautdrüsen ausgesprochene, sehr stark wirkende Gift bekanntlich den Aberglauben erzeugt, daß er damit jedes Feuer löschen könne und unverwundlich sei. Der Abergalt im Alterthum als das Gespinnst unterirdisch lebender Salamander. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Quitte. Man unterscheidet drei Arten: Die Apfelquitte, die Birnquitte und die portugiesische Quitte. Die erstere hat eine Apfelform und ist fast kugelig; sie wird am wenigsten geschätzt. Die Birnquitte, mit birnförmiger Gestalt, ist beliebter. Am begehrtesten jedoch ist die portugiesische Quitte mit langer und goldgelber Frucht, die einen seinen Filz trägt und äußerst zartes Fleisch hat. Die Blätter sind breiter als bei den anderen. Der Quitte haftet neben ihrem lieblichen Geruch ein sehr herber zusammengehender Geschmack an, und sie kann daher nicht roh genossen werden. Dagegen findet sie in Küche und Apotheke ihren Platz. Ihre Verwendung in der Küche erstreckt sich auf Bereitung von Marmelade, Gelee, Liqueur u. a. m., sodann dient sie als Würze zu anderem gefochtem Obst und hauptsächlich als sogenanntes „Eingemachtes“. In der Apotheke wird aus ihr Syrup bereitet; Quittenkerne bezw. Quittenschleim wird gegen Entzündungen des Halses zc., namentlich bei kleinen Kindern angewendet. Von Natur aus wächst die Quitte strauchartig wie die Haselnuß und erreicht eine Höhe bis zu 2 1/2 Metern. Ihre Zweige sind in der Jugend mit dichtem, weißem Filz bedeckt. Die Blätter zeigen eine Eiform, sind ganzrandig und unten filzig. Schön sind die rosarothem, blumenartigen Blüten. Die Heimath der Quitte ist die Insel Kreta. Im südlichen Europa trifft man sie, wie auch theilweise bei uns, in Gebüsch und Hecken verwildert an, wo sie jedoch sehr selten zum Fruchtsatz kommt. Ihre Blüthezeit ist, wie auch die Reifezeit, etwas in der Zeit hinausgerückt. Vor Mai oder Juni blüht sie nicht und recht reif sind die Früchte erst Ende Oktober oder Anfangs November. —

Astronomisches.

— Ein optischer Beweis des Wassermangels auf dem Mars. Schon in dem Buche Flammarion's über den Planeten Mars findet man eine Berechnung des Dyforder Astronomen Philipps über die Möglichkeit der Sichtbarkeit eines von Wasser auf dem Mars zurückgeworfenen Sonnenbildes. Schiaparelli hat diese Aufstellung geprüft und gefunden, daß dieses Sonnenbild — dem er einen etwas kleineren Durchmesser giebt — innewein die Helligkeit eines Sternes dritter Größe haben und selbst im bewegten Meere sichtbar sein müßte. Taylor in York hat neuerdings der Londoner Astronomischen Gesellschaft eine neue Untersuchung dieses Problems vorgelegt, worin er zu einem ähnlichen Schlusse kommt, daß nämlich Meere und Kanäle des Mars zu Zeiten im Sonnenglanze ausleuchten müßten, wenn sie mit Wasser gefüllt wären. Er schließt daraus, daß die dunklen Flecke und Streifen nur mit Vegetation bedeckte Gegenden und Striche sein könnten, die vielleicht durch für uns unsichtbare Kanäle, welche die Schneeschmelze der Pole fällt, in einer bestimmten Jahreszeit zum Ergrünen gebracht werden. —

Technisches.

ie. Verschiebung von Brückenpfeilern. Nachdem die Versetzung von Häusern von einer Stelle an eine andere für die amerikanischen Ingenieure eine gewohnte Sache geworden ist, sind sie jetzt auf eine Versetzung von Brückenpfeilern gekommen. Nach einem zuverlässigen Bericht einer englischen Zeitschrift haben die Ingenieure der nördlichen Pacific-Eisenbahn einen der Pfeiler der Eisenbahnbrücke über den Missouri bei Bismarck, der Hauptstadt des Staates Nord-Dakota, um sieben Fuß nach der Seite gerückt. Das Fundament dieses Pfeilers erschien nämlich nicht zuverlässig genug, und man stützte daher die Brücke an dieser Stelle provisorisch durch ein Gerüst, schob den Pfeiler bei Seite, wird nun die Fundamente desselben besser befestigen und dann den Pfeiler wieder an seine alte Stelle rücken. —

Humoristisches.

— Etwas Anderes. Junge (ein Neß voller Forellen hochhaltend): „Hier, Herr Pfarrer, die sollen wir Ihnen bringen.“
Pfarrer: „Die sind ja wundervoll! Ich lasse bestens danken.“
Junge: „Aber sie seien gestern, am Sonntag, gefangen worden.“
Pfarrer: „Oh, dafür können ja die armen Fische nichts.“ —
— Ein Logiker. Lehrer: „Was müssen wir thun, Johnny, ehe uns unsere Sünden vergeben werden?“
Johnny: „Sündigen, Herr Lehrer!“ — („Jugend“.)

li. Auf spezielle Anordnung. Im Amtsblatt des Königsberger Landkreises erläßt der Amtsvorsteher von Postnicken folgende Bekanntmachung: „Die Geflügelcholera unter dem Federzieh des Justitars August Köhler in Postnicken ist „auf spezielle Anordnung des königlichen Landratsb-amts in Königsberg i. Pr. erloschen“; die Sperre daher aufgehoben.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Gleiwitz ist ein 16jähriges Mädchen über Nacht völlig erblindet. —

— In Duisburg explodirte am Mittwoch Abend in einem Restaurant während der Produktion einer Serpentinanzlerin ein Gasballon. Durch die umherfliegenden Glassplitter wurden sechs Personen verlegt. —

— In einem Münchener Café hat ein Bildhauer einem Mäler, mit dem er in Streit gerathen war, ein Ohr abgebissen. —

— Wien, 20. Januar. Wie die Blätter melden, ist der wegen mehrfacher Raubmorde zum Tode verurtheilte Wlodarski aus dem Kerker in Madowice entsprungen. Wlodarski war bekanntlich auch wegen Ermordung des Bankier Kohn in Pleß verurtheilt worden. —

— In Tyrol wurden im vergangenen Jahre die Köpfe von 967 getödeten Giftschlangen eingeliefert. Ueber zwei Drittel stammten aus Wälschtyrol. An Prämien wurden 433 Gulden 56 Kreuzer gezahlt. —

— Dem Standard wird von New-York telegraphirt, daß die Pittsburg Company den Auftrag erhalten habe, die sechs Katakomben Roms mit Einrichtungen für elektrische Beleuchtung zu versehen. —

— Lina's Kalb. Die Frau Crispi's hält sich jetzt ein Kalb als Lieblingsstier. Unlängst zog sie mit dem Kuh-Baby zu den Festlichkeiten in Palermo ein und setzte es richtig durch, daß sie für ihren Reisebegleiter keine Verzehrungssteuer bezahlen mußte. —

— Auf dem Wege von Saint-Bonnet nach Saint-Etienne en Derolay (Hochalpen, Frankreich) wurde ein Briesträger, als er sich einen Augenblick am Rande der Chaussee niederlegte, von vier Adlern überfallen. Erst nach einer Viertelstunde gelang es dem Manne, die Thiere mit seinem Knotenstocke in die Flucht zu schlagen. —

— Die Hauptaktionäre der Spielbank von Monte Carlo sind: 1. der Pariser Bankier Heine (besitzt 18 000 Aktien), 2. ein Herr Blanc (Schwiegerjohn des Gründers von Monte Carlo) und 3. Prinz Roland Bonaparte. Die Spielbank hat unlängst ihr Kapital von 30 auf 40 Millionen Frank's erhöht. —

— In Antwerpen hat ein Schuhmann seine ungetreue Frau und dann sich selbst getödet. —

— Der Winter ist bisher in England so milde verlaufen, wie es in vielen Jahren nicht der Fall war. Nur an wenigen Tagen um Weihnachten hat im ganzen Lande Frostwetter geherrscht. In London ist in diesem Winter bisher noch kein Schnee gefallen. Das ist in den letzten 25 Jahren noch nicht vorgekommen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 23. Januar.